Clau Solèr

Geschichten

Einer aus Surrein erzählte eine eher böse Geschichte, eine Anekdote über die Leute von Medel. Die Medelser sind die "Thurgauer von Graubünden", die "Einfältigen'. Bei uns sagt man: "Far da Mèdel" (wie die von Medel tun). Die Medelser mussten einmal einen Vogel zum Tode verurteilen. Da gingen sie an einen Felsvorsprung und warfen den Vogel in die Tiefe. Ein Maulwurf hatte auch Schaden angerichtet und musste verurteilt werden. Diesen begruben sie bei lebendigem Leibe.

Ein anderes Sprichwort von früher heisst: "Tras Degen savev'ins buc ir senza far puccau" (Durch Degen konnte man nicht gehen, ohne zu sündigen). Die hatten zu bestimmten Zeiten, so in den Dreissigerjahren nicht unbedingt die beste Moral. Von Rabius sagte man: "wenn man durch Rabius läuft, sollte man die Hosentaschen zunähen, sonst sei das Portemonnaie weg". Das waren die Handelsleute in der Gemeinde, die Spekulanten, die versuchten zu Geld zu kommen.

Spiele

Da gab es ein Spiel das hiess: "trer schulas" (Lügen ziehen). Das spielten wir als Kinder mit Breitwegerich. Jeder hielt das Blatt an einer Seite fest und beide zogen. Derjenige, der das grössere Stück vom Blatt in der Hand hielt, hatte mehr gelogen. Die Blätter heissen auf Romanisch "Schulas" und das bedeutet auch "Lügen". Früher konnten wir mit einem Grashalm zwischen den Daumen Pfiffe erzeugen. Das sind spezielle Gräser, etwas bläulich und breit und man schneidet sich fast damit, wenn man nicht aufpasst. Die Kinder von heute kennen das nicht mehr. Dann die "schlops", das sind so Klopfer. Wenn man die kleine Kugel zwischen die Finger nimmt und gegen den anderen Handrücken drückt, gibt es ein kleines, klopfendes Geräusch. Ich kenne noch kleine Sträucher mit kleinen Bohnen ähnlichen Früchten dran. Wenn sie reif sind und man sie zwischen zwei Fingern zusammendrückt, dann springen sie auf, ringeln sich zusammen und die Samen fliegen in alle Richtungen.

Sprache, Schule

Früher redeten die Rätoromanen auch zu Hause manchmal Deutsch, damit die Kinder später in der Schule keinen Nachteil hätten. Das war eine gescheite Idee. Da gab es in Lumbrein eine Familie, da hatten die Eltern mit den Kindern zu Hause Schweizer-Deutsch gesprochen. Das ging gut, bis die Kinder in der Schule Hochdeutsch lernten. Da kamen sie nach Hause und sagten den Eltern "ihr könnt nicht gut Deutsch". Ich finde es eine gute Idee, wenn Romanisch sprechende, die ins Unterland (Schweizer Mittelland) ziehen, weiterhin mit ihren Kindern Romanisch reden. Ich habe letzthin eine Familie getroffen, die hier in den Freien war und zu den Kindern sagte "jetzt sind wir hier in den Ferien, jetzt reden wir nur Romanisch". Man merkte, die Mutter ist eine Romanin und sie zieht das auch im Unterland so durch. Das finde ich super. Es gibt allerdings auch die andere Variante, wo beide Elternteile Romanisch sprechend sind und die Kinder kein Wort Romanisch verstehen. Das finde ich sehr schade. Das hat aber auch einen Hintergrund. Leo Weissgerber, ein Philosoph, hatte gesagt: "Wenn man zwei Sprachen hat,

dann hat man keine Sprache mehr und das führe zu geistiger Verdummung".

Wenn wir schon bei diesem Thema sind - wann ist Deutsch hier aufgekommen? Ich habe gelesen, dass früher nicht alle hier Deutsch konnten?

Das brauchte es auch nicht. Also, in der allgemeinen Dorfschule oder obligatorische Schule, die begann 1850. Damals hatte man zwei bis drei Jahre Schule, später dann sechs bis sieben Jahre. Da hatte man immer mehr Schule. Zuerst Romanisch und mit der Zeit hatte man dann auch Deutsch in der Schule unterrichtet und zwar immer mehr und recht intensiv. So um 1850/60 dachte man, wenn man kein Deutsch könne, hätte man keinen wirtschaftlichen Erfolg. Da war dann die Selektion gross und es hiess bald: "Ja, der kann nicht so gut Deutsch, der kann nicht auswärts arbeiten gehen. Der kann Bauer werden und zu Hause bleiben. Man wurde über die Sprache verglichen. Die Berufsaussichten waren direkt von den Deutschkenntnissen abhängig. Wenn jemand kein Deutsch konnte, hatte er praktisch keine Chance. Später hat man dann festgestellt, dass das zum Teil zur Germanisierung führte, an Orten, die an sich Romanisch sprachig gewesen wären. Es wurde quasi beschlossen, dass man alles auf Deutsch mache, damit man bessere Berufschancen hätte. Wir sprachen aber keinen Schweizer Dialekt, sondern mit 12, 13 Jahren haben wir Standard Schriftsprache (Hochdeutsch) gesprochen. Erst wenn wir dann irgendwo auswärts arbeiten gingen, haben wir Dialekt gelernt. Die um 1920 bis 1930 Geborenen, die haben zum Teil noch in den letzten Jahren eine Art Standard Deutsch, in etwas abgenützter Form, gesprochen. Das wird dann "das Deutsch der Romanen" genannt. Aber das kann man fast nirgends mehr aufnehmen, das gibt es kaum noch. Die meisten können heutzutage perfekt Schweizer Deutsch. Aber in der Sekundar- oder Berufsschule waren die Romanen nicht schlecht im Deutschen. Die Grammatik hatten sie viel besser gelernt als die Deutsch sprechenden. Die Syntax war etwas holperig, man hat mehr oder weniger übersetzt oder kopiert. Heutzutage, wenn man Oberländer oder Engadiner Deutsch sprechen hört, muss man schon genau hinhören, um unterscheiden zu können. Ich merke bei den Sursilvanern (Bündner Oberland), ob sie aus dem Lugnez kommen oder von der Cadi (Gebiet der oberen Surselva) aber das setzt voraus, dass ich ein paar Regeln kenne. Zum Beispiel im Lugnez haben wir die Vokale halblang. Deshalb sagen wir "ein Staal" (Stall mit langgezogenem «a») und das harte Metall ist auch "Stahl" und die Aussprache ist fast gleich.

In der Cadi gibt es kurze Vokale und lange. Deshalb kann es möglicherweise sein, dass das hier "ein Stahl" ist (Stall) und etwas Hartes ist vielleicht aus "Stall" gemacht (Stahl). Diejenigen aus der Cadi (Gebiet der oberen Surselva) oder Vorderrheintal lassen das "R" rollen, die Lugnezer weniger. Die Engadiner, wenn sie Deutsch sprechen, haben sie eine sehr sorgfältige Artikulation, ein Bisschen wie wenn sie Standard Italienisch sprechen würden. Das hört man eindeutig. Es ist etwas sorgfältiger ausgesprochen. Aber da sind Nuancen und die sind überhaupt nicht bei allen vorhanden. In den Siebzigerjahren habe ich Sprachaufnahmen gemacht und damals habe ich das Deutsch in Lumbrein untersucht und die haben St. Galler Deutsch gesprochen, zwei Frauen. Das war Normal. Sie hatten in der Schule Standard Deutsch "tudestg da scartira" wie wir sagten, also das geschriebene

Deutsch. Dann sind sie nachher als junge Mädchen in St. Gallen bei Verwandten gewesen. Andere wuchsen mit dem Zürcherischen auf. Andere, die bereits in zweiter Generation im Unterland sind, reden immer noch Bündner Deutsch. Das sind die sprachtreueren Personen, die sorgfältiger mit der Sprache umgehen.

Gemeinde, Politik

Waren das je eigene Gemeinden, Surrein und Sumvitg?

Jein, eigene Gemeinden kann man nicht sagen. Also um 1800 war es so, dass das Nachbarschaften waren und die wurden in Gerichtsgemeinden aufgenommen. Das Gemeindewesen wurde erst um 1850 eingeführt, sodass man eine politische Gemeinde hatte. Früher waren es Höfe oder Dorfschaften und die hatten das Recht, einzelne Delegierte an die Tagsatzungen zu schicken. Aber die Gemeinden waren nicht verwaltet, denn es gab auch nichts zu verwalten. Die Verwaltung kam erst mit der Schule auf, mit dem Grundbuch und so. Sonst waren die Dorfschaften im Allgemeinen die wirtschaftlichen Einheiten. Ein Dorf war ungefähr so gross, dass eine oder zwei Alpen betrieben werden konnten, dass sie ihre Wege unterhalten konnten, dass sie möglicherweise einen Stier halten konnten und einen Geissbock und einen Schafbock. Das waren Wirtschafts-Verwaltungseinheiten. Erst 1850 mit der Politischen Ordnung hatte man dann eine politische Einheit. Die Ortschaften wurden dann als Gemeinden zusammengeschlossen. Aber kirchlich waren sie zum Teil auch zusammengeschlossen. Das kommt ein bisschen darauf an. Das waren die Organisationen, die zum Teil relativ gross waren, die Kirchen. Das hatte damit zu tun, das der Pfarrer von Pfründen lebte. Das heisst, man hat der Kirche so und so viel vermacht und die Zinsen daraus oder der Zehnte, den man abgeben musste, das hat den Pfarrer ernährt, selten den Kirchenbau. Kirchenbau hat man mit Fronarbeit oder mit Opfern betrieben. Die Pfarrer unterstanden dem Bistum und sie hatten eine Stelle, eine Pfrund. Bei Abtrennungen gab das immer grosse Diskussionen, weil die Pfarrer ihre Einnahmen nicht mit der neuen Pfarrei teilen wollten. Surrein hat sich ungefähr 1780 losgetrennt und der Pfarrer von Sumvitg hatte dann keine Zinsen von Gütern, die unten in Surrein. Das war der Grund, weswegen sie dann immer Schwierigkeiten hatten. Nach der Reformation gab es dann eine Gegen-Reformation und dann hatten sie von Rom aus oder von Mailand einen Kapuziner (katholischer Orden) geschickt. Diese Kapuziner waren sehr tüchtig und lernten Romanisch, waren fleissig und billig. Die brauchten keine Pfründe. Gerade für Sumvitg gibt es relativ viele Berichte, dass die Einheimischen, die sich als Pfarrer ausbilden liessen, für eine Stelle kämpften, damit sie ihre Studienauslagen wieder einbringen konnten. Deswegen wollten sie die Kapuziner unbedingt weghaben, damit sie diesen Platz einnehmen konnten und das Geld einziehen konnten.

Das gab dann die Wirren, Gegenabstimmungen, Gemeindeversammlungen. Aber die Familien, die einen Pfarrer stellten, die mussten zuerst den Pfarrer ausbilden lassen, danach hatte der Pfarrer dann die Pfründe und bei den Leichenmalen musste man den Pfarrer einladen. Man musste zum Beispiel eine Seelenmesse stiften und das war Kapital und das gab Zinsen und der Pfarrer lebte von diesen Zinsen. Das war das Wesentliche einer Pfarrei und

so waren diese wirtschaftlichen Hierarchien.

Wirtschaft, Mobilität

Dorfschaften waren Wirtschaftsgemeinschaften, die für sich funktionierten im wirtschaftlichen Bereich. Genau wie die Mühlen. Wenn man einen Bach hatte, hatte man die Mühle. An grossen Bächen brauchte es nicht viele Mühlen aber im Allgemeinen waren die Bäche hier nicht sehr wasserreich und so brauchte es mehrere Mühlen, damit das Mehl innert kurzer Zeit gemahlen werden konnte. Das war so von der Schneeschmelze bis im Juni, Juli. Das mit dem Getreide war etwas kompliziert, man kann Mehl nicht sehr lange aufbewahren.

Deswegen brachten sie jeweils nur einen Teil und liessen es mahlen. Danach brachte man das Mehl nach Hause und wenn man einen trockenen Ort hatte, konnte man es gut aufbewahren. Wenn es jedoch ein bisschen feucht war, wurde das Mehl sehr schnell schlecht. Aus diesem Grund hatte man hier in der Gegend sehr viel Mais. Man importierte den Mais, denn die Maiskörner kann man sehr lange aufbewahren. Auch wenn der Mais bereits gemahlen ist, wird er nicht so schnell schlecht, wie das Mehl. Das war der Grund, weshalb man Mais pflanzte.

Dann säten sie schon wenig Getreide?

Sie säten so viel wie möglich, weil es wenig hergab. Das Korn brauchten sie um Mehl daraus zu machen, um zu kochen, Brot zu backen und dann brauchten sie alles, was sie hatten, um die Tiere zu füttern. Hier in der Ebene konnten sie kein Getreide säen. Die Ebene ist mehr oder weniger eine Geröllhalde mit viel Steinen und Sand. Der Rhein verlief eigentlich von der Punt Gonda mehr oder weniger die ganze Ebene hinaus. Er war nicht so breit, aber er verlief auf der ganzen Breite hin und her. Zum Beispiel im Sommer, wenn wenig Wasser kam, war es nur ein Rinnsal, das hier und dort durchfloss. Da konnte man den Rhein ohne Weiteres überqueren. Sobald es Gewitter gab, z.B. in Disentis oder in der Val Medel, kam sehr viel Wasser. Eventuell verlief er entlang dieser Rinnsale oder er brach aus und verlief danach wieder anders. Deswegen war die Ebene nicht bewirtschaftet. Man darf aber nicht sagen, dass da nichts war. Da gab es kleine Inseln, vielleicht während zehn Jahren und die waren dann etwas bewachsen. Dann brachten sie das Vieh von einer Insel zur anderen und mit zwei Brettern oder einem Steg konnten sie gut über das Wasser.

Aber Verkehr konnte da nicht durch. Es gab ja auch nicht so viel. Man musste nicht von Chur bis zum Oberalppass, ausser man machte eine Reise. Die Leute blieben in ihren Nachbarschaften, vielleicht manchmal zu einem benachbarten Dorf, in ihre Maiensässe und das war's. Die Surreiner z.B. mussten nicht viel hier auf diese Seite kommen, das gehörte zu Sumvitg. Sumvitg ging dann bis fast zur Ebene hinunter und sie hatten die Heuberge hier oben. Die anderen blieben dort an der Seite, wo das Wasser eher nicht hinkam und sie hatten ihre Heuberge höher oben. Heuberge, Ställe und Boden. Es gibt noch relativ schöne Fotos mit sehr viel Getreide weit oben.

Die Strasse um nach oben zu kommen, eigentlich die Hauptstrasse, die wir heute haben, wurde um 1840 die Cadi (Gebiet der oberen Surselva) hinauf gebaut, von Chur bis Sedrun. Diese Strasse brauchte man kaum, da man kaum irgendwohin musste. Diejenigen, die nach Trun mussten, gingen über

Plaun Rensch auf ihrer Seite hinein. Die Surreiner kamen rein und überquerten den Valser Rhein, der aus der Val Sumvitg kam. Der brachte natürlich manchmal Unmengen Wasser und die Brücken waren weg.... Dann gingen sie hinten herum. Die von hier, sagen wir Sumvitg war eine Kirchgemeinde und Surrein hatte eine Kaplanei. Kaplanei heisst, sie hatten eventuell einen Kaplan aber sie waren nicht unabhängig. So mussten sie in Sumvitg in der Kirchgemeinde also beim Pfarrer die Toten begraben und die Kinder taufen. Deswegen kamen sie hier herüber. Alles, was man zu gehen hatte, ging man steil aber kurz. Das ist dann der Kreuzweg von heute. Da stand eventuell ein Kruzifix. Dieser hier, datiert von 1900, aber früher gab es viele Kruzifixe oder kleine Kapellen und die standen oft rechts oder links von Gefahren. Wenn man irgendwohin musste, wo es Gefahren gab, ein Tal oder so, ging man bis vor das Tal, sprach ein kleines Gebet, ging hinein, kam heraus zur Kapelle und bedankte sich, dass man gesund und heil herausgekommen war. Es war nicht selbstverständlich, dass man in ein Tal ging und gesund wieder herauskam. Deswegen gibt es immer wieder, oft auf kleinen Hügeln, solche Stellen.

Mit den Toten mussten sie hier herüberkommen und so überquerten sie je nachdem, einmal hier und einmal dort die Ebene. Nach 1830/40, eigentlich mit der Gründung der Eidgenossenschaft, welche die Melioration der Gewässer beschloss, haben sie den Rhein immer weiter hinübergeschoben und ein Flussbett mit Ufer angelegt. Das sieht man gut und das, was zurückblieb, wurde zum Teil bewirtschaftet. Zuerst war da eher Kies und Sand, da wuchs nicht viel. Später wuchs dann Heu und sie liessen die Tiere dort weiden. Erde oder Humus konnte man nicht heranführen. Das ist langsam gewachsen. Man sieht, wenn man hier runter schaut, noch Stellen mit mehr Stauden, die nicht bewirtschaftet werden. Wenn man da hineingeht, ist es sehr uneben und hat noch Reste von Steinhaufen, die man zusammengetragen hatte. Man hatte keine Maschinen, da wurden die Steine einfach zusammengetragen. Die letzten Arbeiten wurden so um 1930/40 ausgeführt. Die Strasse und Brücke von Rabius nach Surrein wurde um 1856 gebaut, wie diejenige von Cumpadials in die Val Sumvitg auch. Die Strasse von Cumpadials war sicherer, weil es enger war und da machte es Sinn eine rechte Brücke zu bauen. Auch war der Boden beiderseits stabiler. Diese Strasse funktionierte dann so gut wie möglich. Manchmal gab's dann halt Überschwemmungen und dann war sie für eine Zeit gesperrt. Sonst ging man mit Vieh oder ein paar Schafen von Curtin hinunter nach Cahuons. Manchmal gab es nasse Füsse oder sie hatten einen Steg. In Encarden war es sicherer, weil das etwas erhöht ist. Auch rund um die Kirche, das war etwas weiter weg. Deswegen stehen die Häuser auch so am Rand.

Topografie, Naturgewalt

Bei Hochwasser gab es natürlich Schäden. 1927 ist ja das Hochwasser aus der Val Tenigia gekommen. Das hat unten ein grosses Stück vollständig zerstört. Angst hatte man auch bei der Punt Gonda und in Cumpadials unten. Da war es so, dass die Wehr (Befestigung) nicht genug hoch war. Da hatte man Angst, das würde ausbrechen und würde danach hier die Ebene, die hinten etwa tiefer ist, verwüsten. Das ist zum Glück dann nicht passiert. Dann eben, die Häuser, die am Rand waren, die waren natürlich geschützt und die

anderen wurden erst später gebaut. Da unten gab es gelegentlich halt Überschwemmungen. Damit rechnete man aber. Interessanterweise haben sehr wenige Häuser in Surrein Keller. Oder wenn sie einen Keller haben, dann nur wenig tief. Wenn man zu tief runter käme ins Terrain, dann hätte man ein Bassin, einen Wasserkeller, weil natürlich das Grundwasser vom Rhein hat durchgezogen. Diese Gefahren, die ich jetzt erklärt habe, die gibt es heute nicht mehr und das ist ein Vorteil der Staumauern, die man in der oberen Surselva hat. Das ist ein grosser Vorteil und das darf man nicht vergessen. Der Rhein aus der Val Tenigia, da gibt es keine Überschwemmung (mehr). Da gibt es eine Wasserfassung und diese kontrolliert. Es kann schon mehr Wasser geben oder weniger. Gerade letztes Jahr, wenn man von der alten Brücke runter schaut, dann führte der alte Rhein eher gegen rechts. Letztes Jahr (2016) bei dem Unwetter hat er ganz weit links einen neuen Weg gefunden. Jetzt ist das Wasser hier viel näher bei diesen Tannen oder Bäumen, als früher.

Der Rhein fliesst jetzt mitten durch, aber es gibt ein Bild von ca. 1800, wo der Rhein hier ganz am Rand der Halde von Sumvitg durchfliesst. Also das ist das, was er zeichnete. Die ganze Ebene lässt er mehr oder weniger unbrauchbar oder nicht speziell spezifiziert. Das konnte man schon brauchen, wenn es zum Beispiel ein bisschen ruhiger war, gab es wie kleine Inseln. Da wuchsen Gräser darauf und dann konnte man die Ziegen und die Schafe rein schicken, auch Kälber. Man musste alles nutzen, denn im Allgemeinen hatte man in Graubünden zu wenig Nutzflächen für die Tierhaltung. Dann hat man alles gebraucht.

Berglandwirtschaft

Wenn man Sumvitg auf der Karte anschaut, dann sieht man eindeutig, dass Sumvitg ein Haufendorf war und von unten herauf nach oben orientiert. Dann kommt man hinauf zur Via da Crucifix, dann geht man durch Sumvitg, hinauf nach S. Benedetg. Alles rauf und runter und zu Fuss. Hin und her ist man nur zu den Wiesen gelaufen. Ein Strassendorf (im Gegensatz zum Haufendorf, Häuser entlang der) wurde es erst nach 1850 mit der Strasse. Das sieht man eindeutig an den Häusern, wann sie angepflanzt wurden und wie. Wenn du bei der Kirche hinaufgehst, merkst du eindeutig, dass es immer rauf und runtergeht. Es ist sehr steil aber der kürzeste Weg. Man hat konzentriert gebaut und gewohnt, weil man so wenig Land wie möglich verbauen wollte. Wenn man ins Wallis schaut oder ins Tessin, die hatten auch eine grosse Bevölkerung, die nahmen die Kreten (kleiner Gratzug) um die Häuser zu bauen, wo die Hühner noch Steigeisen brauchen. Das um ja kein Stückchen Boden zu vergeuden. Wenn wir hier nach Clavadi hinaufschauen: wo es am steilsten ist, stehen die Häuser.

Hier ist es etwas grosszügiger und wenn man die Ausfütterungsställe anschaut, die sind sehr nahe am Dorf gebaut. Aber man hat hier unten gewohnt, oben geheut und dann hat man das Heu fast ohne Blache (Abdeckung) in den Heustall gebracht und dann im Winter konnte man hinauf zum Füttern und der Mist blieb auch dort. Setzt aber voraus, dass man relativ viel Holz hat, was man hier hatte… und genug Zeit und dann baute man so einen Stall, damit man dort oben das Heu ebenerdig einbringen konnte. Die Fresser waren oben und haben dort oben gefressen, haben den Mist dort gelassen und so musste man keinen Mist von

unten raufführen. Das war ja der Grund dieser Ausfütterungsställe, damit man im Sommer keine grossen Transporte zu machen brauchte. Und auch im Winter oder Frühling mit dem Mist. Diejenigen, die ganz weit hinten sind, das ist ganz logisch, da konnte man nicht mit einer Heuladung zurückkommen.

Man sagt immer Berglandwirtschaft aber das stimmt hier nicht, weil wir hier relativ lange Vegetationszeit haben und sie können relativ gut mit Maschinen arbeiten. Also das ist nicht Berglandwirtschaft. In der Val Lumenzia ist es wieder anders. Da hat man viel kürzere Vegetationszeit, vor allem ganz hinten in Vrin und Lumbrein. Es ist einfach kälter. Von Vella abwärts ist es wieder besser. Hier sind wir ungefähr auf 1000 m über Meer. Aber 1000m oder 1400m sind schon ein grosser Unterschied. Hier kann man im Frühling, im März, die Tiere schon rauslassen. Man könnte hier auch Getreide zum Reifen bringen. In Vrin und Lumbrein ist das schon an der Grenze. Da musste man die Ernte zum Reifen aufhängen, man musste warten und dann kamen die Spatzen und klauten und den Rest konnte man dann dreschen.

Das hier ist übrigens noch sehr interessant: "muschnas". Das sind typische Steinhaufen und bestehen aus grösseren und kleineren Steinen, die mit der Zeit von den Hängen herunterkamen und dann beim Pflügen oder bei der Bearbeitung der Felder gesammelt und auf einen Haufen gelegt wurden. Da drauf wuchsen mit der Zeit dann Sträucher, Bäume und andere Pflanzen und diese Haufen sind sehr wertvolle Biotope. Wenn man an bestimmten Orten hinaufschaut, sieht man viel grössere Steine. Die konnte man nicht transportieren und musste sie liegen lassen. Heute bringt man sie mit Fahrzeugen weg oder sprengt sie sogar und versucht so, bessere Felder zu bekommen. Beim Pflügen war es unbedingt nötig, dass die Steine entfernt wurden. Wenn der Pflug darankam, ging er kaputt. Wenn ein Stein mitten in der Wiese liegt, wie hier oben, kommen sie irgendwann und versuchen ihn weg zu bringen, damit sie besser arbeiten können.

Jetzt haben sie hier die Güter zusammengelegt oder sind daran und so sind die Ausfütterungsställe obsolet. Die werden von niemandem mehr gebraucht.

Mobilität

Erst 1912 baute man die Eisenbahn hier und das Auto kam noch sehr, sehr viel später, hier in der Gegend erst nach dem Krieg. Vor dem Krieg gab es einen oder zwei, die Transporte machten oder vielleicht hatte ein Handwerker ein Auto. Als privates Verkehrsmittel kamen die Autos hier erst in den 60er Jahren auf. Ein Laden hatte vielleicht ein Auslieferungswagen oder so, die Post wurde mit dem Hundekarren von Rabius auf Surrein gebracht.

Das ist noch lustig, die Bahn-Station von Cumpadials wurde in der 'Pampa' draussen gebaut. Da war kein einziges Haus. Man musste irgendwo einen Bahnhof für Cumpadials bauen und hat beschlossen, das hier zu tun. Und dann sind nach und nach die Häuser dazu gekommen. Das war die Zeit des Umbruchs und die Eisenbahn hätte man am liebsten mitten durch die Stube gebaut. Die Strassen hat man auch in den 20er Jahren unbedingt in die Dörfer hinein gebaut und in den 50er Jahren wollten alle an der Strasse bauen. Mit der Bahn und mit der Strasse hat man schon einen Umschwung erwartet.

Die Zick-Zack-Strasse hier bei Puzzastg – Puzzastg – das sind übrigens die Teiche, wo man früher Leinen wässerte – diese Strasse wurde erst 1928 gebaut, vom Kanton für das Tenigerbad. Auch die Strasse von Cumpadials hier oben wurde 1928 gebaut. Vorher ging man immer unten lang. Das war am Anfang relativ angenehm, dann gibt es ein paar sehr heikle Stellen und dann kam man hier rein, wo es etwas rauf und runtergeht. Aber mit den kleinen Kutschen damals ging das schon. Für das Hotel war das allerdings hinderlich, weil sie die Gäste so nicht gut abholen konnten. Für den allgemeinen Verkehr reichte die Strasse schon, denn in Graubünden durfte man erst 1925 Auto fahren. In den 50er Jahren, als in der Val Sumvitg das Wasserkraftwerk gebaut wurde, hat man auch die untere Strasse, von Reits bis zu Punt Gonda weitergezogen. So mussten die Lastwagen nicht diese Kurven fahren. Diese wurde dann auch ein bisschen mehr befestigt. Vorher ging man hinten rum, die alte Strasse entlang. Diese war damals natürlich im besseren Zustand als heute. Dann 1950 kam in Barschaus eine rechte Rüfe runter und danach wurde der Tunnel gebaut. Die heutige Strasse und die damalige Strasse kommen in Val zusammen. Diese Strasse ist nicht mehr befahrbar, wird aber noch von Mountenbikern benutzt und natürlich zum Wandern oder Spazieren.

Gewerbe, Ausbildung

Industrie gab es keine. Die Gemeinschaften, die Dorfschaften hatten immer Leute, welche die Fähigkeiten hatten und die Sachen herstellen konnten, die man gerade brauchte. Holzgeschirr konnte man machen, das waren die Drechsler. Wagen mussten sie nicht unbedingt bauen, aber Schlitten. Einzelne Sachen konnten die Bauern selbst herstellen. Zimmerleute gab es, Schreiner... aber man darf nicht vergessen, das waren nicht ausgebildete Berufsschreiner, sondern der Schreiner hat dann nebenbei auch noch Landwirtschaft betrieben, wenigstens für seine eigenen Bedürfnisse. Dann gab es Schmiede, aber nicht in jeder Dorfschaft. Hebammen gab es aber auch, sie waren nicht unbedingt in dem Sinn professionell ausgebildet, sondern das waren Frauen, die diese Erfahrung hatten und immer wieder geholt wurden. Genau gleich gab es zum Beispiel Frauen, die immer die Toten ankleideten und aufbahrten oder Kinder pflegten oder so. Das waren die Fähigkeiten, die in den Dorfschaften vorhanden waren. Erst später hat dann der Kanton Graubünden eingeführt, dass es Hebammen, promovierte oder sagen wir ausgebildete Hebammen gab. Dann sind dann auch die Ärzte gekommen und da gab es etwas Unruhe, weil diese fanden, dass diese Hebammen das nicht so gut machen. Wenn der Weg ganz weit war, durfte die Hebamme gehen, aber den Lohn bekam der Arzt. Also den Hebammen ging es nicht besonders gut, obwohl sie viel erfahrener gewesen wären in Sachen Geburten. Es gab dann auch Ärzte, die erfahren waren. Aber Ärzte, wie wir sie kennen, mit Ausbildung, gibt es erst ab 1850 in der Gegend hier. Es gab schon einzelne, aber das waren eher Wundärzte. Diese waren ausgebildet während der Kriegsdienste und daher hatten sie auch eine gewisse Erfahrung mit Amputationen usw. Ein Arzt war in Trun und einer in Disentis, später dann in Rabius. Mit Krankenkasse gesichert war die Versorgung erst so ab 1900. Einzelne Krankheiten konnte man bereits heilen, aber sehr viel konnte man gar nicht heilen. Aber das war

nicht nur hier so, das war in der gesamten Innerschweiz so und auch im Unterland. Graubünden war bis 1830/40 ein armes Bauernland, wo man nichts hatte - ausser einem Haufen Kinder. Diese schickte man ins Ausland als Soldaten oder nach Amerika oder nach Australien oder natürlich nach Italien oder Frankreich. Aber sonst hatte man sehr, sehr wenig. Erst der Schweizer Bundesstaat - so ab 1840 - hat dann angefangen, auch etwas für die einheimische Bevölkerung zu tun. Bis dahin war alles sehr, sehr arm. Nur in den Städten gab es etwas mehr, aber sonst hatten sie wirklich sehr wenig.

Ferien gab es nicht. In die Ferien gehen, hiess auf die Maiensässe gehen. Viele mussten auswandern in den 30er und 40er Jahren. Einer oder zwei konnten daheimbleiben und die anderen mussten auswandern. Im 20. Jahrhundert sind viele ins Unterland (Schweizer Mittelland) gegangen in die Fabriken oder auf die Baustellen. Je nachdem, wenn sie ein bisschen Ausbildung gehabt haben, konnten sie weiterkommen. Je nachdem wie gute es eine Familie hatte – vielleicht war auch einer ausgewandert oder sie hatten eine bessere Arbeit – die schickten gelegentlich eines der Kinder auswärts, schon im 19. Jahrhundert, um Deutsch zu lernen - vielleicht um zu studieren oder eine Ausbildung zu machen. Die kamen dann häufig zurück und übernahmen Dienste wie Gemeindevorsteher, Sekretäre oder so etwas. Das sind häufig auch traditionelle Familien, die früher vielleicht die Pfründe (Einkünfte) hatten und die versuchten natürlich, dass in der Familie zu behalten und so ihr Gut etwas zu vergrössern. Es waren nicht alle gleich arm. Man darf nicht vergessen, die Bauern benötigten die Handwerker schon, aber sie wollten sie praktisch nie bezahlen. Wenn, dann höchstens mit Naturalien. Das war denn auch der Grund, dass fast alle Handwerker daneben auch noch ein bisschen Landwirtschaft betrieben.

Aus- und Abwanderung

Ausbildungen gab es nicht. Man lernte "by doing" also durch die Praxis. Der Sohn vom Schreiner wurde auch Schreiner und wenn er gut war, konnte er vielleicht etwas mehr schreinern und wenn er noch besser war, konnte er vielleicht bei einem Neubau oder auch auswärts arbeiten gehen und wurde dann hauptberuflich Schreiner. Mein Vater ist 1906 geboren und er hatte bei seinem Götti Schreiner gelernt. Er wurde dann für ein Jahr nach Glarus geschickt, damit er noch eine Fachausbildung machen konnte. Er war einer der Wenigen, die das machen konnten, es war fast ein Zufall irgendwie. Sonst mussten sie auswandern und im Sommer mussten die Kinder bis zum Ersten Weltkrieg 1918 ins Schwabenland. Das waren die "Schuobachecler" (Schwabengänger). Der Kanton schaute dann immer, nicht zu viele ziehen zu lassen. Die katholische Kirche war auch dagegen, wegen der Moral, aber andererseits musste man sie doch ziehen lassen. Es hiess dann immer "quel ei naven dalla meisa" (der ist weg vom Tisch). Sie gingen nach Süddeutschland und hatten dort verschiedene Dienste; Kühe oder Kinder hüten oder ein bisschen helfen. Ihnen ging es häufig etwas besser. Wenigsten für ein halbes Jahr konnten sie genug essen und kamen auch noch mit Kleidern oder sonst etwas zurück. Geld an sich hatten sie nie, aber sie wurden gefüttert und kamen mit Kleidern zurück. Es gibt auch andere Geschichten, die nicht so positiv tönen über diese Schwabenkinder. Aber die Schwabenkinder wurden nicht

schlechter behandelt, als wenn sie daheim gewesen wären. Die wären zu Hause verhungert. Die Gemeinden versuchten gegen 1900 Leute, die Taugenichtse waren, zum Auswandern zu bewegen, indem sie sie unterstützten. Sie zahlten zum Teil sogar die Reise und schickten sie weg. In den Gemeindeverordnungen 1850 kam das Problem auf, dass diese Leute dann gemeindegenössig (abhängig vom Gemeinwesen) wurden und das versuchte man mit allen Mitteln zu verhindern.

Nach dem Napoleonischen Krieg durfte man zum Teil weniger Söldner schicken und dann hungerten sie hier. Während des Zweiten Weltkrieges wurde es zum Teil besser. Dann sind sie von den Städten zurückgekommen und konnten hier arbeiten, aber das war nur so, weil die Wirtschaft sehr unterstützt wurde. Geld gab es nicht, aber wenigstens zu Essen. Jetzt ist die Auswanderung eine ganz andere. Heute herrscht die "Qualifizierte Auswanderung", man hat einfach bestimmte Arbeitsplätze hier nicht. Das hatte man früher zwar auch nicht. Einer der studiert hatte, aber das waren ganz wenige, der ist vielleicht als Jurist ins Unterland gezogen und ist da in die Politik gegangen, wurde vielleicht Regierungsrat und seine Kinder wuchsen da auf.

Das heisst die Auswanderung, aus welchem Grund auch immer, die hat es hier immer gegeben?

Ja, aber nicht nur Auswanderung. Es gab auch die Zentrumswanderung. Zum Beispiel im Tenigerbad und überhaupt in den Tälern gab es Dauersiedlungen. Das heisst, man wohnte immer dort. Das ging dann weit nach hinten und dann später, sei es wegen der schlimmen, rauen Verhältnisse sind sie zurückgekommen. Auch wegen der Schule kamen sie dann immer näher zum Zentrum nach Surrein. Damals gab es viele Kinder in Surrein und sie gingen da in die Schule. Heute müssen sie nach Rabius und danach nach Trun. Das führte so auch zur Konzentration. In Val gab es Jahrzehnte lang keine Kinder, dann gab es wieder welche. Die sind jetzt aber auch aus der Schule. So gab es immer wieder Familien, die in den Tälern wohnten und wegen der Schule wieder in die Zentren kommen mussten.

Topografie

In Surrein sieht man gut, dass das Dorf immer noch nicht gebildet ist. In Sumvitg sieht man das auch. Die von S. Benedetg oder Clavadi könnten auch hier wohnen und da hinauf zum Heuen gehen. Aber das ist ein bisschen weit... aber das ist von früher so. Man konnte nicht viel transportieren. Das Heu transportierte man mit Bürden und den Mist. Wenn das nicht so ganz abgelegen lag, hat man gleich dort gewohnt und dort seine Wirtschaft gehabt.

Es bleiben einzelne Bauernhöfe zurück und je nachdem, wenn die Gegend um Ilanz herum sich wirtschaftlich hält, wie sie ist, wird es noch ein paar Arbeiter geben und Leute, die in den paar Zentren arbeiten und hier wohnen. Hier können sie im Grossen und Ganzen noch Grundstücke kaufen und können noch bauen, weil die Meisten hier noch etwas Grundstück haben.

Tourismus

Es hat zwar ein Hotel gegeben in Cumpadials, das heutige Altersheim, das Hotel Badus. Ich konnte aber nicht herausfinden, ob das in Vorbereitung für das Tenigerbad gedacht war. An verschiedenen Orten, so um 1900, sagte

man vom Tourismus aus, dass die Städter nicht zu schnell in die Berge gehen sollten, sie sollten sich zuerst akklimatisieren. Zum Beispiel in Thusis hat man ca. 10 – 15 Jahre davon gelebt, dass man sagte: Die Deutschen aus dem Rheingebiet, wenn sie ins Engadin wollen, müssen sie zuerst einen Zwischenhalt machen, sonst machen sie die 'Schraube' (vertragen es schlecht). Dann kamen die nach Thusis um sich zu akklimatisieren. Damals hatten sie dort die Karbidfabrik (chemische Industrie), die so fürchterlich stank. Aber die stufenweise Anpassung hatten die Churer Ärzte schon empfohlen.

Eben, wenn Tourismus, dann war es ein Kur-Tourismus also aus gesundheitlichen Gründen?

Ja, aber das war im ganzen Kanton Graubünden so. Gesundheitstourismus also Badetourismus. Dann gab es noch den Reisetourismus. Also z.B. Studenten aus Genf sind dann durch Graubünden gezogen. Da sind Zeichner und Geographen gekommen und etwas später kamen dann auch Botaniker vom Unterland (Schweizer Mittelland) nach Graubünden. Das waren eine Art Berufstouristen. Die liessen nicht sehr viel Lohn hier...

Man reiste eigentlich nur von einem Ort direkt zum Ziel, mit wirtschaftlichen Bedürfnissen oder auswandern. Sonst nicht. Auch nicht zwischen den Ortschaften. Man hatte nichts zu tun, ausser vielleicht mit Verwandten. Aber wenn es etwas weiter weg war, dann hat man auch diese selten besucht. Das sieht man aus Reiseberichten oder aus Familiengeschichten. Da lagen oft Jahre dazwischen.